

Dr. Regina Girod  
[Gina.girod@web.de](mailto:Gina.girod@web.de)

## Vortrag auf dem Symposium der NGfP am 8. März 2014

Ausgehend von Klaus-Jürgen Bruders These, dass für einen Krieg das Bewusstsein erst formiert werden muss, möchte mit meinem Vortrag dafür werben, dass wir im nächsten Jahr ein ganzes Panel der Konferenz dem Thema Kunst und Krieg widmen. Kunstwerke beeinflussen auf komplexe Weise das Bewusstsein der Menschen, tiefer und vielschichtiger als rationale Argumente. Sie sprechen den Verstand und die Gefühle an- nicht zuletzt auch das Mitgefühl. Sie laden die Rezipienten ein, ihre eigenen Werte, Erfahrungen und Gedanken in Bezug zu setzen zu denen des Künstlers. Sie berühren und fordern uns heraus. Das ist es auch, was wir in ihnen suchen. Die marxistische Ästhetik geht von der These aus, dass der Mensch in der Kunst seine Gemeinschaftlichkeit genießt.

Dieses Gefühl der Gemeinschaftlichkeit, darauf werde ich noch kommen, spielt bei der ideologischen Formierung vor und während eines Krieges ebenfalls eine wichtige Rolle. Als Grunderfahrung menschlicher Existenz in der Klassengesellschaft finden sich Kriegsdarstellungen seit Jahrhunderten in Kunstwerken aller Art. Auch wenn uns auf Anhieb jene einfallen werden, die die Schrecken des Krieges thematisieren, die Zerstörung menschlicher Werte oder ihre Behauptung unter den Bedingungen existentieller Bedrohung, gibt es auf der anderen Seite auch unzählige Werke, die den Krieg besingen, Opfermythen pflegen, die Gewalt verherrlichen oder Heroismus predigen. Ob es sich bei ihnen wirklich um Kunst handelt, wäre ein lohnendes Thema für eine philosophische Debatte. Tatsache aber ist, dass es sie gibt und sie nicht ohne Wirkung bleiben. Diese Wirkungsmechanismen zu verstehen, ist meiner Meinung nach eine Aufgabe der Sozialpsychologie. Das könnten wir uns für die Konferenz im nächsten Jahr vornehmen. Heute werde ich in dem engen zeitlichen Rahmen dieses Vortrages versuchen, zwei Gedanken über die sozialen Prozesse, die Kriege ermöglichen, zu verbinden mit dem vielleicht wichtigsten Antikriegsroman der letzten Jahre: David Grossmanns Buch „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“.

Bei der Vorbereitung dieses Vortrages habe ich zunächst versucht, mittels einer wissenschaftlichen Analyse eine rationale Schneise durch diesen Roman zu schlagen. Je weiter ich damit kam, desto größer wurden allerdings meine Zweifel, ob ich so nicht mein Thema verfehle. Die spezifische Wirkung von Kunst braucht auch eine ihr entsprechende Form der Reflexion. Deshalb habe ich mich entschieden, Ihnen im zweiten Teil ein Essay vorzutragen, den ich nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe des Romans geschrieben habe. Er wird der emotionalen Wucht von Grossmanns Werk eher gerecht.

Trommeln für den Krieg...

Es lohnt sich, den Titel unserer Konferenz einen Moment lang zu bedenken, denn er schließt ein Problem ein, das wir kaum mehr wahrnehmen: Ein Krieg ist für die kleinen Leute, und das sind die, die ihn führen müssen, objektiv gefährlich. In ihm sollen sie das Wichtigste, was sie besitzen: ihre Gesundheit, ihr Leben, ihre Familie,

ihr Eigentum - ihren ganzen Lebensentwurf- aufs Spiel setzen. Von ihnen wird erwartet, sich zu opfern. Oder richtiger: sich opfern zu lassen. Eigentlich ein unerhörter Anspruch- zumindest in Kulturen, die dem Individuum einen Wert beimessen. Ein größerer Widerspruch als der zwischen den existentiellen Lebensinteressen des Einzelnen und dieser Zumutung ist kaum denkbar. Und doch kommt dieser Widerspruch kaum zum Tragen. Im Gegenteil. Kriege durchziehen die menschliche Geschichte, das Wissen um ihre katastrophalen Wirkungen führt nicht zu ihrer Ächtung, sie gelten immer noch als legitim. Kein Wunder, dass die These, Krieg und Aggression gehörten zur Natur des Menschen, bis heute Zuspruch findet.

Warum lassen sich Menschen gegen ihre existentiellen Interessen bewegen? Was ist wichtiger für sie, als das eigene Leben? Die Antwort auf diese Frage ist der grundlegende Schlüssel zum Verständnis der Frage, warum es überhaupt Kriege gibt.

Als soziales Wesen ist der Mensch nicht nur auf das eigene Überleben, sondern auch auf das seiner Gruppe angewiesen. Nicht das der Menschheit insgesamt, sondern das der **eigenen** Gemeinschaft, wie groß oder klein sie im Konkreten auch immer ist. Um einen Krieg führbar zu machen, müssen die, die ihn wollen, an die menschliche Bereitschaft anknüpfen, persönliche Interessen hinter die der Gemeinschaft zurück zu stellen. Und genau das geschieht, wann immer ein Krieg vorbereitet wird. Es handelt sich hier also um die Pervertierung einer zutiefst menschlichen Fähigkeit- des sozialen Altruismus. Sie folgt bestimmten Mustern: Das eigene, vermeintlich oder tatsächlich bedrohte Gemeinwesen wird idealisiert, der Krieg als hohe patriotische Pflicht glorifiziert, Vorteile werden verheißen, Bedrohungsszenarien beschworen usw. und so fort. Demgegenüber wird der „Feind“ abgewertet, ihm werden jene Rechte abgesprochen, die man für sich selbst als selbstverständlich reklamiert- bis hin zum Recht auf Leben. Die soziale Hemmung, andere Menschen zu töten- eine notwendige Bedingung funktionierender Gemeinschaft- muss im Krieg fallen. Und sie fällt. Sie wird abgebaut, weil der Feind schon bald kein Mensch mehr ist- nur noch Feind. Oft genug werden die Gegner zu einer Art „Untermenschen“ stilisiert. Die kann man töten. Das ist nicht nur erlaubt- sondern gut.

Doch können Kriege tatsächlich gut sein für die Gemeinschaft, wenn sie schlecht sind für die Mehrheit der einzelnen? Was macht der Krieg selbst aus den Siegern?

Neben der Pervertierung des sozialen Altruismus gilt eine weitere Regel für das Führbarmachen von Kriegen: Der Widerspruch zwischen individuellen Interessen und dem zum Allgemeininteresse erklärten Krieg muss so lange es geht, verschleiert bleiben. Um das zu erreichen, darf im gesellschaftlichen Bewusstsein nur wenig Raum für rationale Abwägungen bleiben. Die wichtigste ideologische Grundlage eines Krieges besteht deshalb in der Erzeugung und Aufrechterhaltung einer Art kollektiver Verblendung. Wie das funktioniert, erleben wir gerade wieder einmal. Dieses Phänomen ist für mich das eigentlich Erschreckende. Nicht Krieg und Aggression gehören zum menschlichen Wesen, sondern seine Verführbarkeit auf Grund seiner sozialen Abhängigkeit.

Kriegsbegeisterung, Kriegshysterie, Kriegstaukel -Worte, die die Irrationalität solcher Zustände beschreiben. Sie können aber auch andere Formen annehmen. Ängste, Wut und Hass gehören auf jeden Fall dazu. Die werden geschürt, denn es handelt sich ja nicht um eine Krankheit, sondern um einen bewusst und systematisch erzeugten Zustand. Dessen Sog ist allerdings nicht zu unterschätzen. Wer gehört

nicht gern zu einer Gemeinschaft, die für hohe Ideale kämpft? Mitzumachen heißt dazu gehören, bringt Anerkennung, Sinn und Wert. Zwar werden niemals alle mitgerissen, doch das ist auch nicht nötig, denn es entsteht auch so ein massiver Druck auf die, die sich verweigern. Oft genug äußert er sich in Gewalt. Ausgrenzung und soziale Isolation sind das Mindeste, was Verweigerer zu erwarten haben. Da braucht es Mut, Kraft und eine hohe Motivation diese Ächtung zu riskieren und durchzustehen.

Vor einigen Jahren habe ich in Berlin einen jungen Israeli kennengelernt, der eine Gruppe von Offizieren organisiert hat, die sich dem Reservistendienst verweigern. Er selbst stammt aus einer in Israel bekannten Familie, die Generäle und Minister hervorgebracht hat. Vielleicht machte es dieser Umstand für ihn leichter. Er erzählte mir, wie schwer es sei, diese Gruppe, der damals ungefähr 20 Männer angehörten, zum gemeinsamen Handeln zu bewegen. Denn verbindend sei für alle nur, dass sie mit ihrer Entscheidung ihre soziale Existenz vernichtet hätten. Familie, Freunde und Kollegen wendeten sich von den „Verrätern“ ab. Niemand könne so etwas verstehen. Die Motive der Männer für die Verweigerung seien aber höchst individuell. Wer solch massive Konsequenzen bewusst in Kauf nehme, sei ohnehin nicht besonders „gruppenkompatibel“. Trotzdem habe er sich die Aufgabe gestellt, mit ihnen gemeinsam öffentlich zu zeigen, dass es Menschen mit einer solchen Haltung in Israel gibt, weil das vielleicht ein kleiner Schritt hin zu möglichen Veränderungen sei.

Für eben solch einen möglichen Schritt halt ich David Grossmanns Buch „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“, 2009 bei Hanser auf Deutsch erschienen. 2010 bekam Grossmann dafür den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels- eine mehr als verdiente Würdigung, wenn man von der Geschmacklosigkeit absieht, dass Joachim Gauck die Laudatio hielt. David Großmanns Buch war in Israel ein Bestseller. Das Erfolgsgeheimnis seines Antikriegsromans in einer durch jahrzehntelange Kriege erheblich verblendeten Gesellschaft liegt meiner Meinung nach, neben der Tatsache, dass er einfach ein großartiges, tief bewegendes und erschütterndes Buch geschrieben hat, darin begründet, dass David Grossmann, der selbst seinen Militärdienst in einer Spezialeinheit absolvierte und während der Arbeit an dem Roman seinen jüngsten Sohn bei einem Kriegseinsatz im Libanon verlor, ein scheinbar ganz unpolitisches Buch, eine große Familiensaga aus der Perspektive „normaler“ Israelis geschrieben hat. „Da schreibt einer von uns“, spürt der Leser. Großmann nutzt, wie schon in anderen Werken, das Instrumentarium der Psychoanalyse souverän, er spiegelt, was er sieht, lässt dabei aber alle Gefühle zu, die in der Realität seiner kriegerischen Gesellschaft als „unpassend“ empfunden und unterdrückt werden. Ora, heißt seine Hauptfigur, eigentlich eine ganz normale Frau, doch Grossmann versieht sie mit einer Art „Defekt“: Ora hasst Gewalt und ist überzeugt davon, dass alle Menschen gleich sind.

Eine Frau flieht vor einer Nachricht.

So heißt das Buch. Und genau davon erzählt es auch. Zermürbt von Ängsten, verletzt und bestürzt vom Auseinanderbrechen ihrer Familie, flieht Ora vor der Nachricht, dass ihr jüngster Sohn Ofer bei einem Militäreinsatz gefallen sein könnte. Gerade war seine Dienstzeit zu Ende, die Gefahr, ihn zu verlieren, scheinbar gebannt, da meldet sich Ofer noch einmal- als Freiwilliger für eine Strafexpedition. Etwas in Ora weiß, dass er diesen Einsatz nicht überleben wird. In letzter Verzweiflung versucht sie, unerreichbar für die Überbringer der

Todesnachricht zu sein, besessen von dem Gedanken, damit den Tod des Sohnes selbst zu verhindern. Mit Magie das Schicksal bannen; man fragt sich, ist die Frau verrückt?

Nach außen nicht, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Sie bringt den Sohn persönlich zum Kommando und lächelt in die angerückten Kameras- wie es sich gehört. Im Innern aber steht sie mit dem Rücken an der Wand. Ohnmächtig und verzweifelt ist sie dem Wahnsinn wirklich nahe, ihre Flucht ist ernst gemeint. Fast mit Gewalt bewegt sie ihren alten Freund Avram, mit ihr auf Wanderschaft zu gehen. 30 Tage lang, solange wie Ofers Einsatz dauern soll.

Der Plot erinnert an die Märchen aus tausendundeiner Nacht. Um das Leben ihres Sohnes und um ihr eigenes Leben erzählt die Frau dem Jugendfreund auf ihrer Wanderung von Ofer - ihrer beider Sohn. Und natürlich von sich selbst und ihrem Mann Ilan, der einmal Avrams bester Freund gewesen ist. Scheinbar ohne Logik, rein assoziativ reiht sie Geschichten aneinander, gibt innerste Gefühle preis und lässt sich immer tiefer auf ihr Gegenüber ein. Avram soll, ja muss! verstehen, was sie alleine nicht verstehen kann. Ein sehr intimer Vorgang, der Leser wird hineingezogen in den Bund der beiden, die Offenheit der Frau bewirkt, dass er sich schutzlos fühlt wie sie. Was hat den Traum zerstört von einer hellen, freundlichen Familie? Warum soll Ofer sterben müssen?

Es geht nicht einfach um private Angelegenheiten in diesem Buch. Es geht um alles. Mehr als dreißig Lebensjahre von Avram, Ilan und Ora - und die ganze Zeit herrscht Krieg. Aus den Geschichten der drei Menschen flüstert, keucht und schreit die Frage: Was hat der Krieg aus uns gemacht? Sie sind 16, als sie sich das erste Mal begegnen, im Sechstagekrieg. Die Jungen wollen Künstler werden, beide lieben Ora und Ora sie. Dann das schreckliche Ereignis, das ihr Leben prägen wird. Avram fällt den Ägyptern in die Hände, am Suez 1973. Sie foltern ihn bestialisch. Er wird ausgetauscht und überlebt. Als gebrochener Mann.

Ganz zum Schluss, fast am Ende des Romans, wenn man schon glaubt, alles verstanden zu haben, kommt Großmann noch einmal auf jene Schlacht zurück, nach der Avram gefangen wurde. Und schildert sie mit voller Wucht in ungeheuerlichen Szenen. Avram ist verwundet. Er liegt im Niemandsland. Tagelang. Über Sprechfunk bettelt er um Hilfe, flucht und schreit. Er kehrt sein Innerstes nach außen. Was für ein Irrsinn! Ist da noch jemand, der ihn hört? Gibt es überhaupt noch Menschen in einer solchen Schlacht? Großmann weiß, wovon er schreibt. Aus Sicht der Kämpfenden lässt er den Krieg erstehen, voll Trauer, Wut und Mitgefühl. Und dennoch spürt der Leser jeden Augenblick: Was hier passiert, das muss nicht sein! Gerade das macht ja den Wahnsinn aus, er kennt keinen Grund. Nichts berechtigt Menschen, sich zu schlachten. Nichts und nirgends auf der Welt. Und doch herrscht Krieg. Was wird aus uns, wenn alle Normen brechen und solcher Irrsinn zum Normalen wird?

In den Geschichten seiner Heldin Ora, einer sensiblen Frau, geht Großmann dieser Frage nach. Im Alltag, nicht nur in der Schlacht. Sami ist ihr Taxifahrer, ein Palästinenser. Mit ihm erlebt sie Israel aus seiner Sicht. Als Araber ist er verdächtig, er wird verachtet und als potentieller Feind behandelt. Oras Wunsch nach einer menschlichen Beziehung zu ihm scheitert. Immer wieder. Sie kann ihn nicht bewahren vor den Gefahren und den würdelosen Szenen, die ihm widerfahren, während sie sich gegen ihren Willen auf der anderen Seite wiederfindet. Ein Volk,

das andere unterdrückt, kann selbst nicht frei sein. So klar und einfach habe ich den Satz nie illustriert gefunden. Denn Freiheit heißt doch auch, menschlich handeln zu dürfen. An jedem Menschen, nicht nur jener Gruppe, der man gerade angehört. Ora sagt an einer Stelle, als Palästinenser müsse man ja verrückt werden von dem Ausmaß der Demütigung. Und jene, die die Grausamkeiten ohne Mitleid exekutieren? Was ist mit denen? Sind die „normal“?

Gewalt erzeugt Angst und Gegengewalt und noch mehr Angst und neue Gewalt und immer so fort. Es entsteht eine Art von kollektiver Verblendung. Nicht mehr begrenzt auf irgend eine Front, der „Feind“ steht ja im eigenen Land. So wird das ganze Leben von diesem Strudel aufgesogen, er reduziert das Menschsein auf die Frage: Täter oder Opfer?

Oder beides?

Was für Bilder, was für Szenen, als die Selbstmordattentate der Intifada Tel Aviv erschüttern. Eine Stadt gelähmt vor Angst und erfüllt von Hysterie. In dieser beklemmenden Situation fängt Ora an, Bus zu fahren. Scheinbar ohne Grund. Sie fährt die längsten Strecken ab, quer durch die ganze Stadt. Sie schwänzt die Arbeit, so übermächtig ist ihr Drang nach diesen Fahrten. Absurd? Ja.

Und doch verstand ich das, was sie da tut auch als Akt der Selbstbehauptung. Hilflös zwar und unbewusst, dafür konsequent. Wenn wirklich keine andere Wahl mehr möglich ist, dann lieber Opfer sein.

Was bleibt denn jener Minderheit, die, aus welchem Grund auch immer, der Verblendung nicht verfällt? Weggehen? Durch das ganze Buch zieht sich das Bild des Exodus. Fortgehen. Alle Bindungen zerreißen, so wie Ilan und ihr älterer Sohn. Die beiden fliegen nach Lateinamerika, Rückkehr ungewiss. Doch Ora kann nicht weg, schon wegen Ofer nicht. Und Israel ist ihre Heimat. Sie liebt das Land, man spürt es immer wieder auf ihrer Wanderung. Alles aufzugeben hieße, die Wurzeln ihres Lebens abzuschneiden. Sie wollte doch nur ein normales Leben führen, was war daran verkehrt? Nach all den Jahren voller Kriege steht sie vor einem Abgrund. Und ihr Land, auch wenn es das nicht weiß, mit ihr.

Diese Frau kann sich nicht anpassen. An die Logik des Krieges und die Zerstörung aller Werte. Doch der Sog der Mehrheitsmeinung ist gewaltig. Ora selbst wird ihm nicht mehr erliegen. Nur die anderen um sie herum, sogar die eigene Familie, selbst Ofer! Ihr sensibler Junge, der als Kind kein Fleisch gegessen hat, weil er kein Wolf sein wollte. Er half dem großen Bruder aus der Krise, als keiner ihm mehr helfen konnte, voll Zärtlichkeit und Mitgefühl. Und dieser Ofer schnitzt sich als Soldat im Urlaub einen Schlagstock. Das sei besser, als zu schießen, auf die aufgehetzten Kinder, die mit Steinen werfen. Ora fleht ihn an, im Kampf auf keinen Fall zu töten, wenigstens vorbei zu schießen. Und Ofer sagt: „Dann trifft der andere.“ Kann sie das wollen?

Es kommt zum Bruch. Bei einer Razzia sperren die Soldaten aus Ofer's Einheit einen alten Araber in den Kühlraum eines Fleischers und vergessen ihn. Ora ist verzweifelt. Dass ihr Sohn gleichgültig wie die anderen, nicht mehr empfand, was er da tat, macht sie fassungslos. Einen Menschen dem Tod auszuliefern und ihn einfach zu vergessen- unbegreiflich! Doch ihr Mann hat nun genug von ihrer Hysterie. Er möchte, dass sie ihren Sohn verteidigt, der Alte hat ja schließlich überlebt. Mit solchen Widersprüchen kann er nicht mehr leben, diese Frau ist verrückt. Und er geht. Oras Traum von einer hellen, freundlichen Familie, in der die Schrecken der

Vergangenheit, die ihre eigene Kindheit prägten, keinen Platz mehr haben, ist zerstört.

Doch die Flucht vor jener Nachricht, dass ihr Sohn gestorben ist, weil er selbst getötet hat, wird scheinbar gegen jede Logik zum Beginn von Oras Heilung. Denn Avram, der Geschundene, der um seine Hoffnungen Beraubte, dieser zutiefst verletzte Mann, er versteht sie. Weil er weiß, dass die Spirale der Gewalt in Exzessen endet, in denen selbst der letzte Funke Menschlichkeit verglüht. Bei allen. So hat er, wenigstens für sich, die Kette der Gewalt gesprengt. Und seinen Peinigern vergeben.

Während der Gespräche mit Avram versteht die Frau erst wirklich, was geschehen ist. All das Unbewusste, das ihr Handeln prägte, ihre scheinbare Verrücktheit. Sie begreift: Sie muss sich der Verblendung widersetzen, sie kann nicht anders leben. Doch jetzt ist sie nicht mehr allein. Denn auch Avram, der keinem Menschen mehr vertrauen konnte, findet nach Jahrzehnten einen Weg zurück ins Leben- auf dieser Wanderung und im Gespräch mit ihr.

Eine analytische Beziehung, in der zwei Menschen sich gemeinsam retten, das ist die eine Ebene des Romans. Doch sie ist David Großmann nicht genug. All die Geschichten seiner Heldin, voll Emotionen und voller Sinnlichkeit, ungeordnet, widersprüchlich wie das Leben selbst, sie wirken wie ein Sog, sich einzulassen auf den Weg, den Ora hier vor unseren Augen geht, hin zu dem klaren Satz: Es muss Schluss sein mit dem Krieg, auch wenn wir scheinbar siegen, töten wir uns selbst. Und echter Frieden braucht Gerechtigkeit, das heißt, der Stärkere gibt nach. Sonst bleibt man weiter eingesperrt in der Behauptung „Ich will den Frieden ja- aber der Feind, der will ihn nicht!“. Noch vierzig Jahre, oder fünfzig? Bis schließlich Norm geworden ist, was heute noch als Gräueltat gilt.

Zwei Generationen sind mehr als genug. Der Mensch ist in der Lage, sich zu korrigieren, warum nicht die Gemeinschaft? Wie ein Therapeut bemüht sich Grossmann, die ideologische Verblendung seiner Gesellschaft aufzubrechen, indem er spiegelt, was er sieht. Und auch sich selbst hat er mit eingebracht in den Roman, nicht nur als Autor. Ich denke jedenfalls, ich habe ihn erkannt- in dem alten Kinderarzt, dem Avram und Ora unterwegs begegnen. Der fragt die Menschen, die er trifft, nach ihrer größten Sehnsucht und nach dem, was sie bereuen. Und schreibt es auf.

Dieser Mann erkennt, wie gefährdet Ora ist und kann ihr doch nicht helfen. Vielleicht aber doch? Was ist denn wirkungsmächtiger als Kunst?  
Als ein solcher Roman?